

Eine merkwürdige Wesfall-Form

Autor(en): **Schmid, U.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **19 (1935)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419746>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Die Saar“.

Eine deutsch-französische Betrachtung.

Voriges Jahr erhielt ich einen politischen Brief, in dem vom Saargebiet die Rede war. Der Verfasser, ein sprachlich feinfühligler Schweizer, brauchte darin einmal den Ausdruck „die Saarbewohner“ und setzte in Klammern dazu, eigentlich wären das die Fische, die in der Saar schwimmen, aber er meine die Menschen, die an den Ufern wohnen. Damit machte er mich aufmerksam auf eine in ihrer scheinbaren Bedeutungslosigkeit recht wichtige sprachliche und völkerpsychologische Angelegenheit, auf die es sich lohnt, nach Erledigung der politischen Saarfrage zurückzukommen.

Wir stehen hier vor der eigenartigen und eigentlich fast unglaubhaften Tatsache, daß das deutsche Volk, die gesamte deutsche Sprachgemeinschaft, sich ohne Notwendigkeit hat bewegen lassen, ein Stück innerdeutschen Landes, das von Deutschen bewohnt ist und keinen Fuß breit undeutschen Sprachbodens umfaßt, plötzlich mit einem ihm von Fremden vorgeschlagenen und von fremdem Sprachgefühl gebildeten, neuen Namen zu benennen. Was ist „die Saar“? Ein Gewässer, ein Fluß, der an der Sprachgrenze in Lothringen entspringt und sich bei Trier in die Mosel ergießt. Solange es ein Deutschland gibt, hat der Name immer nur einem Fluß gegolten, hat es nie ein Land gegeben, das „die Saar“ geheißt hätte. Wie kommt es, daß wir heute eine Gegend haben, die zwar vielfach richtig als das Saargebiet bezeichnet wird, aber ebenso oft „die Saar“ genannt wird? Das ist aufgekomen, seitdem im Jahr 1919 französische Begehrlichkeit ein Gebiet an der Saar vom deutschen Reich gelöst hat, um es später an Frankreich zu bringen, nachdem die Bewohner das Glück und den Vorzug, Franzosen zu werden, schätzen gelernt haben würden. Sie gaben diesem Gebiet, das sonst keinen Namen hatte, den Namen la Sarre. Das ist französischer Sprachgebrauch. Von den etwa 90 Bezirken, in die Frankreich am Ende des 18. Jahrhunderts neu eingeteilt worden ist, ist die größere Hälfte nach einem Gewässer benannt worden: Département du Haut-Rhin, du Bas-Rhin, Département de la Moselle, du Rhône, de la Seine, de la Dordogne, de la Marne usw. Es ergab sich, daß im täglichen Leben abgekürzt wurde: le Haut-Rhin, la Moselle, le Rhône. So heißt der Regierungstatthalter von Lyon kurz und bequem: préfet du Rhône, der von Marseille: préfet des Bouches-du-Rhône, wie der von Lons-le-Saunier: préfet du Jura heißt. All diese Fluß- (und Berg-) Namen haben somit im Französischen zwei Bedeutungen: le Jura ist ein Gebirge, aber weit häufiger versteht man darunter den politischen Jura bezirk, unter Dordogne öfter den dortigen Bezirk als den Fluß. Der sprachliche Anlaß dieser Art Abkürzung liegt in der Tatsache, daß das Französische keine Zusammensetzungen bilden kann, die hier dienen könnten: «le préfet du département de la Dordogne», das ist unbequem, und so etwas wie das deutsche Wort Dordognebezirk ist im Französischen unmöglich. Darum ging es den neuen Herren des Saargebietes leicht aus der Feder, ihr Beutestück vom Jahre 1919 einfach la Sarre zu nennen und von den habitants de la Sarre, von der garnison de la Sarre, von der administration de la Sarre zu schreiben, wie sie schon zur Zeit ihrer unglückseligen Nachkriegsabenteuer auch la Ruhr (Larühr) schrieben für: das Ruhrgebiet. Richtig und natürlich.

Aber keineswegs natürlich, sondern erstaunlich ist, daß die Deutschen das, entgegen dem deutschen Sprach-

gebrauch, sofort nachahmten und von den Saarbewohnern, der Saarverwaltung, den Saarbeamten schrieben, als hätte es das seit Urväterzeiten gegeben; „die Saar kehrt heim“, „deutsch die Saar immerdar“. Im Deutschen wird niemals ein Flußname einfach auf einen Landstrich übertragen. Wir brauchen immer Zusammensetzungen und haben dabei sogar große Auswahl: Rheinprovinz, Ruhrgebiet, Thurgau, Linthebene, Innviertel. So können wir ganz gut nicht nur Saargebiet, sondern auch Saargau, Saarland, und wenn staatliche Bedürfnisse es erfordern, auch ruhig Saarbezirk, Saarprovinz, Saarkreis sagen, und wenn von Bodenschätzen die Rede ist (von der Saarkohle), Saarbecken. Eben weil es sich um die geologischen Begriffe handelt, können wir von Saarkohle und Ruhrkohle sprechen, aber nur deswegen, nicht etwa, weil es ein Land: „die Saar“ oder ein Land: „die Ruhr“ gäbe.

Nun, mit dem Begriff des Saargebietes hat die Abstimmung vom 13. Januar 1935 Schluß gemacht, und damit wird auch „die Saar“ als politischer und geographischer Begriff begraben sein. Aber wir können aus der Geschichte dieses Wortes etwas ersehen, was zu denken gibt, nämlich die einzigartige Schwäche und Unselbständigkeit des deutschen Sprachgeistes, der es fertig bringt, — noch dazu in Zeiten hochgehenden Nationalgefühls — vom geklafften Nachbarn sich den Namen für ein Stück eignen Bodens zu borgen und dabei alle eigene Ueberlieferung einfach zu vergessen. Was muß wohl noch geschehen, bis der deutsche Geist seine innere Sicherheit findet? Wenn er sie einmal gefunden hat, dann wird auch die Versuchung geschwunden sein, sich und andern durch scharfe Redensarten und bedenklich wirkende Behauptungen und Drohungen eine Kraft vorzutäuschen, nach der man sich sehnt, weil nur die ändern sie haben. Das wird für das deutsche Volk, aber auch für alle Völker, die mit ihm zu tun haben, ein glücklicher Tag sein. BI.

Nachtrag des Schriftleiters.

Einen ähnlichen Fall haben wir in der Schweiz schon lange im Kanton Tessin, der kurzweg „der Tessin“ oder „das Tessin“ heißt. Alt aber ist die Form nicht; denn bis 1798 bildete das Gebiet die „ennetbirgischen Vogteien“; einen „Cantone del Ticino“ gibt es erst seit 1803, d. h. seit der von Napoleon diktierten Vermittlungsakte; es ist also auch der französische Einfluß im Spiel. Richtig deutsch wäre nun gewesen, vom Tessintal (wie von Rheintal und Emmental) oder Tessingau (wie von Aargau und Thurgau) zu sprechen; statt dessen ließ man von der amtlichen Bezeichnung „Kanton Tessin“ nach französischem Muster auch die Gebietsbezeichnung weg und sprach einfach vom „Tessin“. Während aber der Fluß im Deutschen wie im Italienischen männlich bezeichnet wird, hat sich für das Flußgebiet eine sächliche Form gebildet: „das Tessin“, man reißt „ins Tessin“. Weshalb? Zur Unterscheidung vom Fluß ist sie jedenfalls ganz nützlich; sie scheint aber wieder im Schwinden zu sein.

Eine merkwürdige Wesfall-Form.

G. Wustmanns „Sprachdummheiten“ enthalten einen Abschnitt „Das Binde-s“, worin sich der Verfasser mit Formen wie Liebesdienst, Silbslehrer, Geschichtsforser u. s. w. auseinandersetzt. Wustmann bezeichnet dieses s als Binde-s. Er erklärt, bei männlichen Bestimmungswörtern wie Himmelstor, Königstochter,

und auch bei fächlichen wie Gutsbesitzer, Amtstracht könne man das s als die Genetivendung auffassen, nicht aber bei den zahlreichen weiblichen Formen, die ja gar keinen Genetiv auf s bilden können. Auch andere haben diese weiblichen s-Formen beanstandet, zum Teil viel entschiedener als Wustmann, der die allgemein eingebürgerten durchaus gelten lassen will. Ein deutlicher „Erfolg“ dieses Kampfes zeigt sich z. B. darin, daß man jetzt fast überall das Wort Aufnahmeprüfung zu lesen bekommt, während man früher bei uns durchwegs Aufnahmsprüfung gesagt hat. Ich für mich bleibe grundsätzlich bei der Aufnahmeprüfung. Gewiß kann jeder, der auch nur die geringste Kenntnis der deutschen Sprachlehre hat, die vier Fälle mit Leichtigkeit abhaspeln: „die Aufnahme, der Aufnahme, der Aufnahme, die Aufnahme“. So ist der Nachweis, daß die Formen Aufnahmeprüfung, Geschichtsforscher u. s. w. „falsch“ seien, ein Kinderspiel. Dies ist auch der Grund, warum Wustmann dieses s als Binde-s bezeichnet, weil es ja durchaus (bei weiblichen Bestimmungswörtern) kein Genetiv sein könne. — Und doch handelt es sich hier selbstverständlich um einen Genetiv. Das Sprachgefühl empfindet bei solchen Zusammensetzungen das Bestimmungswort fast immer als im Wesfall stehend, wenn auch in verschieden starkem Maße. Was kümmert sich das lebendige Sprachgefühl um die Aufzählung des deklinierenden Sprachgelehrten! Selbstverständlich sagt man im Genetiv „der Aufnahme“, „der Geschichte“ u. s. w. Wenn aber der Artikel nicht da ist, welcher den Genetiv vertretungsweise für das Hauptwort andeutet, dann behilft man sich eben wie man kann und bildet entsprechend den männlichen Wörtern die Formen mit dem Wesfall-s auch bei weiblichen. In „Mutters Geburtstag“ haben wir die Sache gleich zweimal. Man kann sich nur freuen, wenn es noch Kräfte gibt, welche der Schwäche unserer neuen Sprachen, die Fälle nur mit Hilfe von Geschlechts- und Vorwörtern stammelnd anzudeuten, ein Schnippchen schlagen.

Wenn sich jemand durchaus nicht über die Bedenken einer schülerhaften Deklinationsregel hinwegzusetzen vermag, würde er besser tun, die Form Aufnehm- oder Aufnahmeprüfung zu wählen, welche anstatt des Hauptworts Aufnahme das Verb zur Bildung der Zusammensetzung benutzt, ähnlich wie bei Schenk- oder Schankwirt. Uebrigens gibt es zahlreiche derart verkürzte Formen, bei denen das Bestimmungswort unzweifelhaft ein Substantiv ist. Man denke an Nastuch (neben Nasenbein mit dem alten, schönen n-Genetiv), an Sonntag (neben der astronomischen Bezeichnung Sonnentag), an Sonnhalde, neben Sonnenberg, Gehralde neben Gehrenbach, an Seelforger, Bahrtuch, Rehlaut, Schulhaus, Raßbalgerei u. a. Die Form Aufnahmeprüfung (statt Aufnahmsprüfung oder Aufnahmprüfung) ist unter allen Umständen das unglückliche Erzeugnis eines ungeschickten sprachlichen Zauberehrleins. Es ist wohl nicht Zufall, daß es sich hier um einen Ausdruck aus dem Schulleben (nicht Schuleben!) handelt. Gewiß kann man auf e-Formen hinweisen, wie z. B. auf Sägeblatt, Kreidezeichnung, welche durch den zu bedauernden Wegfall des Genetiv-n entstanden sind. Aber hier ist das dem e vorangehende Wort einsilbig; anders tönt die Sache bei dem Spondäus Aufnahm. Aus dem nämlichen Formgefühl heraus sagt man deshalb Schildwachhäuschen; dieses Wort hat genau den nämlichen Tonfall wie Aufnahmeprüfung. Allerdings sagt man auch Ausnahmefall. Wer „Ohren hat zu hören“, der weiß, warum er hier zwischen die drei schweren Einsilber nach a das e einschleibt.

Wustmann behauptet, bei der Anwendung oder Nichtanwendung des sog. Binde-s bestehe nicht die geringste Folgerichtigkeit; man sage verträgsbrüchig, inhaltsreich, beispielsweise, hoffnungslos, aber wortbrüchig, gehaltreich, schrittweise, gefühllos. Die Reihe dieser Gegensätze zwischen Formen mit oder ohne Genetivendung ließe sich beliebig verlängern; es seien hier nur noch einige wenige weitere Fälle genannt: Man sagt Küchentüre, aber Kellertüre — Freierrmann, aber Aderrmann — Hundshaus, aber Hundewetter. Hier wird übrigens gar nicht an die Mehrzahl von Hund gedacht, so wenig wie bei den scherzhaften Bildungen mausetot oder rakelahl. Das eingeschobene e wird hier als reiner Fülllaut empfunden, wie man ihn in spaßhaften Gedichten etwa anwendet, um den gewünschten Versfuß zustandezubringen, mag's biegen oder brechen.

Es wäre ein lehrreiches, aber auch weitaufiges Unternehmen, diesen Verschiedenheiten in allen Fällen nachzugehen. Die Sprachuntersuchung wird ja gerade dort erst recht anziehend, wo ein Mangel an „Folgerichtigkeit“ zutage tritt, d. h. dort, wo an Stelle grob-klappernder Grammatik-Regeln feinere, auf einer gewissen Hellhörigkeit beruhende Kräfte zur Geltung kommen. Ich will mich hier nicht näher mit dieser Sache beschäftigen. Der Hauptzweck der vorliegenden Ausführungen ist der, jenes merkwürdige s als das hinzustellen, was es in Wirklichkeit ist, nämlich als eigentümliche und dazu noch recht erfreuliche Form eines Genetivs.

In H. Hollwegs „Musikeranekdoten“ steht folgendes hübsche Geschichtchen: Als der Dichter eines Chors Bruckner zum Vorwurf machen wollte, daß er die letzten Verse des Chors zu oft wiederholt habe, entfuhr Bruckner das berümt gewordene Wort: „Was, wiederholt? Viehkerl, hätten s'mehr dikt'!“

Wenn lebendige Sprachformen manchmal nicht den gar zu einfachen Grammatikvorschriften genügen wollen, könnte man entsprechend sagen: „Macht bessere Regeln, dann stimmt die Sache schon“. A. Schmid.

Allerlei.

Allerlei Fremdwörtliches. (Gesammelt von Dr. Ch. Tschopp, Aarau.) Neues aus der Werkstatt der „deutschen Sprache“: „... Uns ganz nahe in der Spiegelgasse wohnte Lenin, der natürlich keine Zeit hatte, unsere Vorstellung zu besuchen. Er muß die lauten, brütischen Konzerte wohl vernommen haben...“ (N. Z. Z. 26. Mai/34. Das neue Wort wird meisterhaft, nämlich mit der Uebersetzung zugleich eingeführt. Immerhin: spricht man brui- oder brütisch?)

„... Das Genie wird immer tun, was es nicht lassen kann, und es wird recht tun. Aber für den talentaren Durchschnitt...“ („Literatur“ Aug./34. Man ahnt leicht, was für den talentaren Durchschnitt gilt; um so leichter, als viele darunter nur talentös sind.)

„... Kumppler nützte damals schon die Vorteile des Sechsmotors richtig aus, indem er die vordere Wagenpartie zum Karosserieraum hinzuschlug, entgegengesetzt zur heutigen paradoxen Verkaufskompromißform, den Sechsmotor wohl zu verwenden, jedoch den Vorderwagen immer noch in einer der Motorhaube ähnlichen Form auszubilden, um (!) damit mindestens $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ an Karosfabler Länge zu verlieren.“ (N. Z. Z. 16. Okt./34. Etwas Gutes hatte die Verkaufskompromißform doch: Sie wurde hergestellt, um ein neues Fremdwort zu erfinden.)